

Rindert Kromhout

# BRÜDER FÜR IMMER



MIXTVISION

Brüder für immer



Titel der Originalausgabe: Soldaten huilen niet

© Rindert Kromhout

First published by Uitgeverij Leopold,  
Amsterdam 2010

Für die deutsche Ausgabe:

© Mixtvision Verlag, München 2016

[www.mixtvision.de](http://www.mixtvision.de)

Alle Rechte vorbehalten.

Übersetzung: Birgit Erdmann

Umschlaggestaltung: Zero Werbeagentur GmbH

Cover-Foto: Arcangel Images / Stephen Mulcahey

Innentypographie und -gestaltung: Lena Ellermann

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck



ISBN: 978-3-95854-068-2

Die Übersetzung dieses Buches wurde von der niederländischen Stiftung für Literatur gefördert.

**N**ederlands  
letterenfonds  
dutch foundation  
for literature

Rindert Kromhout

# BRÜDER FÜR IMMER

Aus dem Niederländischen von Birgit Erdmann



**MIXTVISION**

*Weiter. Erzählen.*

»Charleston ist ein herrliches Haus«, sagte Duncan. Er stand hinter seiner Staffelei im Gartenzimmer, das jetzt als Atelier diente.

»Aber es fühlt sich noch immer nicht so an, als wäre es unser Haus«, sagte meine Mutter. Sie sahen mich beide an, denn sie malten ein Porträt von mir. Ich saß auf einem Stuhl und durfte mich so lange nicht bewegen, bis sie damit fertig waren. Neidisch schielte ich zum Fenster hinaus, wo Julian mit Angelica im Garten spielte.

»Das werden wir ändern müssen«, sagte Duncan. »Wir werden Charleston *verzaubern*.«

Auch ich fand es ein herrliches Haus, nur die Toilette im Garten war gruselig. Dort gab es Spinnen und es roch eklig. Abends, wenn es dunkel war, hielt ich so lange ein, bis Julian auch musste. Gemeinsam pinkeln gehen, das traute ich mich.

Nach unserem abendlichen Toilettengang wurden wir ins Bett geschickt. Die Erwachsenen blieben dann noch stundenlang im Esszimmer. Sie rauchten und redeten. Oft hatten sie Gäste, die bis zum späten Abend blieben. Meist waren es Schriftsteller oder Maler, die sie noch aus der Stadt kannten. Und wenn mein Vater hier übernachtete, brachte er manchmal seine Freundin Margaret mit.

Da wir keinen Strom hatten, also nicht einfach wie in unserem alten Haus in London an einem Schalter drehen konnten, um Licht zu machen, nahmen wir brennende Kerzen mit,

wenn wir in unser Dachzimmer gingen. Angelica schlief bei meiner Mutter. Immer hatte ich eine Gänsehaut, wenn wir auf der knarrenden Treppe nach oben gingen. Mit einer finsternen Stimme hatte mir Julian weisgemacht, dass in einem alten Haus wie unserem abends überall Gespenster lauerten, um kleine Jungen wie mich zu Tode zu erschrecken.

Kein Kind möchte abends gern ins Bett, ich aber schon. Julians Geschichte hatte mir keine Angst eingejagt, sondern mich rasend neugierig gemacht. An Tagen, an denen der Regen gegen die Fenster peitschte, erzählte uns Duncan manchmal Spukgeschichten und das machte er so gut, dass ich beim Zuhören fühlen konnte, wie eisige Finger über mein Gesicht strichen. Wie sehnte ich mich nach einem echten Gespenst! Lieber ein Gespenst auf dem Dachboden als ein böses Schaf auf der Weide!

An einem trüben Samstag im März sagte ich nach dem Essen, ich hätte Bauchweh, und ging nach oben. Zum Glück wollte Julian noch nicht mit, denn er redete immer zu viel und zu laut. Wahrscheinlich hatten sich die Gespenster deswegen noch nicht blicken lassen. Ich kroch ins Bett, zog die Decke bis zum Kinn und wartete.

Erst passierte nichts. Die Kerzenflamme neben meinem Bett brannte nahezu bewegungslos, der geschlossene Vorhang hing friedlich vor dem Fenster.

»Gespenster, kommt«, flüsterte ich. »Ich warte auf euch. Kommt doch!«

Noch immer nichts. Ich hörte Getrippel hinter einem Brett an der Wand, aber das war nur das Geräusch der Mäuse, wie ich wusste. Meine Mutter hatte eigentlich eine

Katze anschaffen wollen, um die Mäuse zu verjagen, was ich schade gefunden hätte. Deshalb hatte ich sie angefleht, es nicht zu tun. »Wir werden sehen«, hatte sie gesagt und die Mäuse waren vorläufig gerettet.

Ich hörte den Mäusen zu und dem Ruf einer Eule, die in einem Baum vor dem Fenster saß, und wurde allmählich schläfrig. Meine Augenlider wurden schwer.

Und dann, plötzlich, ein Windstoß. Der Vorhang bewegte sich, die Kerzenflamme flackerte. Um mich herum wurde es kalt.

Ich kroch tiefer unter die Decke und blickte zur Tür. War Julian vielleicht ins Zimmer gekommen? Kam der Windstoß von der geöffneten Tür?

Dort war niemand. Die Tür war zu. Wieder ein Windstoß. Etwas strich meinen Arm entlang. Ich zitterte. Sofort war es mit der Müdigkeit vorbei.

»Gespenst«, flüsterte ich, »bist du das?«

Leises Ticken am Fenster, wie von einem Fingernagel. Meine Kopfhaut kribbelte. Der Holzfußboden knarrte. Die Eule schwieg.

»Gespenst ... bist du mein Freund?« Mir schien das eine gute Frage zu sein, aber ich fand es schon gruselig, so alleine in der Dachkammer. »Also, ich würde gerne dein Freund sein«, sagte ich.

Das Gespenst seufzte tief, ein Seufzer, in dem ein Wimmern mitschwang. War das ein gutes Zeichen?

»Ich möchte deine Ruhe nicht stören, Gespenst«, flüsterte ich. Diesen Satz hatte ich mir aus einer von Duncans Geschichten gemerkt. »Wenn du die Ruhe eines Gespensts

störst, wird es manchmal ziemlich wütend und dann macht es dir das Leben schwer«, hatte er mir versichert.

Wieder erklang ein Seufzer, aber nun kam das Geräusch von etwas weiter weg. Und dann war es vorbei. Die Flamme flackerte nicht mehr, der Vorhang hing wieder reglos vor dem Fenster, die Eule rief: »Uhu«. Sonst war es still. Das Gespenst war verschwunden.

Begeistert legte ich die Hände unter meinen Kopf. Mein erstes Gespenst. Das erste echte Gespenst meines Lebens!

Doch als ich Julian am nächsten Morgen erzählte, was passiert war, lachte er mich aus. »Du glaubst aber auch alles!«, sagte er herablassend.

Nichts anderes als Julians Gelächter war schuld daran, dass das Gespenst nach diesem Abend, wie oft ich auch im Bett lag und gewartet habe, nie wieder erschienen ist. Auch ein Gespenst möchte ernst genommen werden!

~

Mutter und Duncan begannen mit der Verzauberung von Charleston. Zuerst nahmen sie sich das Esszimmer vor.

Die Wände wurden nicht tapeziert, sondern bestempelt. Auf schwarzem Hintergrund wurde in langen Bahnen von der Decke bis zum Fußboden ein Muster aus goldenen Karos und gelben Dreiecken angebracht. Ein alter runder Tisch, den sie in Lewes aufgetrieben hatten, wurde abgeschliffen und mit blauen Kreisen und Kringeln bemalt. Vor den Kamin wurde ein mit gelben und weißen Blumen verzierter Schutzschirm gestellt. Die cremefarbenen Vorhänge wurden mit



den seltsamsten Motiven bedruckt. Das Esszimmer war am Ende ein Fest aus Farben und Formen, und im Laufe unseres ersten Jahres in Charleston sollten alle anderen Zimmer die gleiche Verzauberung erfahren, Küche und die Toilette im Garten eingeschlossen. Keine Ecke, kein Stuhl, kein Schrank oder Hocker entging der Kreativität der beiden Künstler. Das Haus wurde ein Meisterwerk, das in meinen Augen nie mehr von ihnen übertroffen wurde, so schön ich ihre »normalen« Gemälde auch finde.

Walter nahm sich unterdessen den Garten vor. Er fällte alte Obstbäume (die beiden Apfelbäume, in denen wir unser Baumhaus bauen wollten, durften stehen bleiben), kaufte Erde, vermischte sie mit Jauche und schüttete damit den Garten auf, damit keine Matschpfützen mehr entstehen konnten, wenn es regnete. An der Mauer pflanzte er Glyzinien, Geißblatt und Kletterrosen.

Meine Mutter gab Anweisungen: »Dort möchte ich einen Gemüsegarten, hier will ich Digitalis, da Gartenwicke ...« So wie sie dem Haus mit Pinseln zu Leibe rückte, so malte sie mit dem Finger den Garten, den sie sich ausgedacht hatte.

»Und ich möchte dort gerne meine Kräuter aussähen«, sagte Grace. Sie deutete auf einen Streifen Erde unter dem Küchenfenster und rang meiner Mutter das Versprechen ab, dass niemand außer Grace selbst sich um den Kräutergarten kümmern durfte.

Julian und ich sammelten Bretter und Äste für unser Baumhaus, denn wir wollten die beiden Bäume verzaubern. Wir zogen das Holz mit Seilen hoch und hämmerten es mit Nägeln zusammen.

John, ein großer, dünner junger Mann mit glattem blonden Haar und hellgrünen Augen, half uns dabei. Er war Duncans neuer Freund. Sie waren sich in London begegnet, als Duncan dort war, um Farben und Pinsel zu kaufen. Schon wenige Tage später war John bei uns eingezogen. Wenn Duncan arbeitete, konnte er niemand anderen als meine Mutter in seiner Nähe ertragen. Dann hatte John Zeit genug, um Julian und mir zu helfen. Er wusste, wie man eine Hütte baute, denn er war Zimmermann. Er zimmerte eine Tür, ein Fenster, ein Dach und stellte sicher, dass der Fußboden für zwei Jungen, die keinen Moment still sitzen konnten, auch stabil genug war.

Nachdem wir uns bei John höflich für seine Hilfe bedankt hatten, schickten wir ihn hinaus, denn das Baumhaus war nun unser geheimer Ort. Im Haus suchten wir Sachen zusammen, mit denen wir unser neues Domizil einrichten wollten. Wir schleppten einen alten Teppich hinüber, holten unsere Lieblingsbücher vom Dachboden und bettelten Grace um Saft, Marmelade und Sandwiches an.

Feierlich gelobten wir, nur dann einen anderen in unser Baumhaus zu lassen, wenn wir beide damit einverstanden wären. Wir aßen und tranken, warfen einer Amsel, die auf der Gartenmauer saß, Brotkrümel zu und blickten gespannt aus dem Fenster, ob unten vielleicht jemand stehen und uns anflehen würde, sich unseren geheimen Ort ansehen zu dürfen. Natürlich würden wir das kategorisch ablehnen. »Du kommst hier nicht rein! Verschwinde!«, würden wir rufen. Doch es kam niemand und das enttäuschte uns zutiefst. Schnell begann uns diese Warterei zu langweilen. Wir sahen uns an.

»Wollen wir Krieg spielen?«, schlug Julian vor.

»Ja!«, rief ich. »Toll!«

»Bleib fünf Minuten hier sitzen. Mit geschlossenen Augen. Und dann kommst du mich suchen«, sagte er.

Ich blieb eine Minute sitzen, mit *fast* geschlossenen Augen, und sprang dann vom Baum. Julian hatte sich in den Rosensträuchern verschanzt. Das hatte ich schon von oben gesehen. Ich wusste sofort, dass es ein Hinterhalt war und blieb in sicherer Entfernung stehen. Mit meinem Gewehr, einer Astgabel, schlich ich durch ein Margeritenfeld. Puck wollte mitspielen und kläffte aufgeregt. Ich hielt ihm das Maul zu. »Spione machen keinen Lärm«, flüsterte ich. Der Hund verstand mich und blieb ruhig.

»Folgen Sie mir, Colonel Puck«, sagte ich.

Puck pinkelte und trippelte davon. Jetzt stand ich allein da.

Ich hörte Geraschel und mit einem Mal war Julian verschwunden. Um ganz sicherzugehen, schoss ich ein paar mal auf die Rosen, aber niemand schrie. Wo war Julian? Beklommen schaute ich mich um. Er war schlau, schlau genug, um mir immer einen Schritt voraus zu sein. Meistens gewann er, wenn wir Krieg spielten. Aber dieses Mal würde ich ihn überlisten. Ich beschloss, in unsere Baumhütte zu klettern, von der ich den ganzen Garten überblicken konnte. Wo er auch stecken mochte, ich würde ihn entdecken und siegen.

»Keine Bewegung oder ich schieße!«

Ich spürte etwas in meinem Nacken. Einen Gewehrlauf.

»Ha!«, rief Julian. »Verdammt der Deutsche, hab ich dich.«

Ich war wütend. »Das nächste Mal bist du der Deutsche«, sagte ich. »Warte nur, was dann passiert.«

Julian lachte mich aus. Ich versetze einer Pflanze einen Tritt.

»Hast du wieder verloren, Junge?«, fragte mein Vater, der uns von der Tür aus beobachtet hatte. Er war am Tag zuvor angekommen und wollte eine ganze Woche bleiben, bevor er wieder nach London zurückfahren würde. Margaret war nicht mitgekommen. »Sie wollte nicht«, hatte mein Vater gesagt. »Und ich weiß auch nicht, ob sie je wiederkommt.« Er sah traurig aus. »So laufen die Dinge eben manchmal.«

»Ich spiele nie mehr Krieg mit Julian«, sagte ich noch immer wütend.

Mein Vater setzte sich zu uns auf die Bank. Er zündete seine Pfeife an und sagte: »Ich werde euch jetzt eine Geschichte über den Weltkrieg erzählen. Bei uns im Viertel hat es einen deutschen Bäcker gegeben, der das beste Brot von ganz London verkaufte. Zumindest dachten alle, dass er ein Deutscher wäre, denn er sprach Englisch mit starkem Akzent – aber gerade das fanden wir charmant. Von früh bis spät drängten sich die Kunden in seinen Laden. Bis der Krieg ausbrach. Plötzlich blieben die Kunden weg. Irgendjemand hatte gesagt: ›Wir kaufen nicht bei einem Deutschen‹, und das ganze Viertel beschloss, den Laden zu boykottieren. Als wäre der Bäcker höchstpersönlich für den Krieg verantwortlich. Eines Nachts wurden die Fenster eingeworfen und der Laden in Brand gesteckt. Der Bäcker war nun mittellos. Er hat England verlassen und ist nie mehr zurückgekommen. Und das alles nur, weil irgendjemand gerufen hatte: ›Wir kaufen nicht bei einem Deutschen.«

Aber das Schlimmste von der Geschichte ist: Der Bäcker war gar kein Deutscher, er war Schweizer. Er hasste die Deutschen genauso wie die meisten Londoner. Seine Nachbarin, wohl die einzige, die ihm treu geblieben war, hat es mir erzählt.«

»Und dann?«, fragte ich.

»Ende der Geschichte«, sagte mein Vater.

»Weshalb erzählst du uns das?«, fragte Julian.

»Lauft nicht einfach irgendwelchen Schreihälsen hinterher«, sagte mein Vater. »Glaubt nicht einfach das, was irgendjemand euch erzählt. Denkt immer erst selbst nach. Deshalb habe ich euch diese Geschichte erzählt.«

So war mein Vater. Er spielte nicht mit uns wie Duncan. Er setzte sich nicht einfach zum Plaudern zu uns, sondern er sagte immer Dinge, die mich nachts wachhielten, weil ich mich fragte, was er wohl damit gemeint hatte. Denn eines war mir klar, es musste wichtig sein.

~

Nach einem halben Jahr war die Verzauberung unseres Hauses geschafft. Das Meisterwerk war vollbracht. Meine Mutter und Duncan schlossen sich zufrieden im Atelier ein.

»Sind sie endlich fertig?«, rief der Bauer zu unserem Baumhaus hoch.

»Ja, sie sind endlich fertig!«, rief Julian zu ihm hinunter.

Alles war bemalt, nur die Fußböden nicht: In jedem Zimmer lagen alte Perserteppiche, die mein Vater aus London hatte liefern lassen.

Meine Mutter erschien am Fenster des Ateliers und lud den Bauern zu einer Besichtigung ein. Er tippte sich an seine Kappe und ging hinein. Julian und ich verfolgten die Führung vom Baumhaus aus. Wir sahen ihn im Esszimmer, in Vaters Arbeitszimmer, im Atelier. Er nahm die Kappe ab, kratzte sich am Kopf und verschwand aus unserem Sichtfeld. Nach einer Viertelstunde kam er wieder heraus und setzte sich auf die Bank unter der Glyzinie.

»Und?«, fragte meine Mutter.

»Tja«, sagte der Bauer nach kurzem Zögern, »es ist anders, als es gewesen ist, oder? Ganz schön anders.« *Anders* klang wie *seltsam*. Dann deutete er auf unser Baumhaus und lächelte. »Hatte ich auch, als ich ein Junge war«, sagte er. »Ihr habt ein wunderbares Baumhaus. Passt bloß auf, dass sie das nicht auch noch verzaubern.«

Aus vollem Hals über seinen eigenen Witz lachend ging er hinüber zum Schafstall.

»Banause«, sagte meine Mutter.

Duncan lachte noch lauter als der Bauer.

Ich lachte auch laut und hoffte, der Bauer würde mich hören. Vielleicht würde er ja denken: ›Was für ein netter Junge, dieser Quentin! Vielleicht sollte ich ihm das Ferkel schenken.«

Das Ferkel war übrigens nicht das von damals, als wir hierher gezogen waren. Kurz vor Weihnachten war Pigling mit einem Mal verschwunden. Niemand hatte mir erzählen wollen, wo es hingekommen war, aber nach ein paar Wochen war Pigling der Zweite gekommen, ein rosa Ferkel, das rasch größer wurde, weil Julian und ich ihn jeden Tag mit Äpfeln fütterten. Ich fragte meine Mutter, ob wir ein

eigenes Ferkel in unserem Garten haben dürften, aber sie sagte: »Wir haben schon einen Hund und Mäuse. Findest du nicht, dass das reicht?«

»Nein«, sagte ich.

»Aber ich.« Und damit war das Thema für sie erledigt.

Sie rieb sich die Augen. Ich bemerkte, dass sie Augenringe hatte. Das war mir früher nie aufgefallen. »Wir arbeiten hart«, sagte sie. »Ich bin müde. Kommt, wir fahren zu Virginia und spielen Theater. Das wird uns bestimmt guttun.«

»Ausgezeichnete Idee«, sagte Duncan. »Lasst uns bei Virginia Theater spielen.«

Julian und ich sprangen auf. Tante Virginia! Onkel Leonard!

»Wartet mal«, sagte Duncan. »Was wird sie denken, wenn wir einfach so vor ihrer Tür stehen? Vielleicht arbeitet sie gerade. Ihr wisst doch, dass sie bei der Arbeit nicht gestört werden will.«

»Das werden wir dann sehen«, sagte meine Mutter.

»Hätten wir nur ein Telefon«, sagte Duncan. »Das wäre praktisch.«

»Mir kommt kein Telefon ins Haus«, sagte meine Mutter. »Ich weigere mich, mit Menschen zu sprechen, die ich nicht sehen kann. Ich schreibe lieber Briefe.«

»Immer mehr Leute haben heute ein Telefon«, sagte Duncan.

Meine Mutter schwieg trotzig. Wenn meine Mutter etwas nicht wollte, gelang es nicht einmal Duncan, sie umzustimmen. Er gab sich geschlagen. »Gut. Also los, gehen wir.«

John durfte mit, denn John hatte ein Auto.



Virginia Woolf war die Schwester meiner Mutter. Sie und ihr Mann Leonard wohnten in Rodmell, einem Dorf, das ein paar Kilometer von uns entfernt lag. Virginia war Schriftstellerin. Sie schrieb Romane, die Leonard und sie selbst druckten und an Buchhandlungen in ganz England verkauften. Leonard gab auch die Bücher von anderen Schriftstellern heraus, aber Virginias Romane seien die wichtigsten, meinte er.

In *Monk's House* roch es immer nach Tinte und Papier. Julian und ich waren gerne dort, denn Onkel Leonard hatte das sonderbarste Haustier, das ich je gesehen hatte: Ein Krallenäffchen, das Cäsar hieß und spitze Zähne hatte und scharfe Krallen, mit denen es fest zukneifen konnte. Es war ein griesgrämiges Tier, das nur Onkel Leonard mochte und alle anderen Menschen hasste. Am liebsten saß es auf Leonards Schulter und betrachtete von dort aus die Welt. Und wenn sein Herrchen einmal keine Zeit für ihn hatte, kletterte es schmollend aufs Bücherregal. Julian und ich versuchten immer, Cäsar zu füttern und zu streicheln, aber das Äffchen aß keinen Bissen von dem, was wir ihm hinhielten, und wenn wir näherkamen, versuchte es, uns zu beißen. Seine Bösartigkeit machte es für uns nur noch interessanter.

Wir liefen um das Haus herum. Niemand ging jemals durch die Eingangstür hinein. Die Rückseite von *Monk's House* lag niedriger als der Garten. Pflanzen klopfen gegen die Fensterscheiben, als wollten sie hinein. Im Sommer gelang ihnen das sogar, denn dann standen die Fenster des



Wintergartens einen Spaltbreit offen. Pflanzen zurückzuschneiden, das empfand Onkel Leonard als Sünde.

Das Haus selbst war voll. Grün und voll. Die Wände waren grün, der Fußboden war mit grünen Fliesen bedeckt, die Möbel waren mit grünen Stoffen bezogen. Grün war Tante Virginias Lieblingsfarbe. Und in all dem Grün lagen stapelweise Bücher, die auf einen Käufer warteten. Ab und an machte sich Onkel Leonard auf den Weg, um mit Zug und Bus Buchhändler in ganz England zu besuchen. Das Äffchen wurde dann in einen Käfig gesperrt, in dem es traurig auf die Rückkehr seines Herrchens wartete.

»Wir wollen Theater spielen!«, sagte Duncan.

Julian und ich suchten erst einmal Cäsar.

Gebückt, damit sie sich den Kopf nicht an dem niedrigen Türrahmen stieß, kam Tante Virginia nach draußen. Sie war eine dünne Frau mit einem schmalen, spitzen Gesicht und Augen, die immer ernst blickten, selbst wenn sie lachte. Und sie lachte oft, vor allem, wenn wir gemeinsam Theater spielten. Onkel Leonard hatte buschige, schwarze Augenbrauen, die sich mit seinem Mund mitbewegten, wenn er redete. Er ging immer etwas krumm, als würden seine Schultern höher sitzen als bei anderen Menschen.

»Was haltet ihr von einem Lustspiel?«, fragte Virginia.  
»Die Passage, an der ich gerade arbeite, bereitet mir Kopfschmerzen. Es ist das Romanende, ihr wisst ja, wie ich immer mit dem Ende eines Buchs ringe.«

»Wann soll ich mit den Zeichnungen anfangen?«, fragte meine Mutter. Sie entwarf die Buchumschläge für Virginias Romane und auch andere Bücher des Verlags. Vielleicht

war das der Grund, weshalb nicht allzu viele Exemplare verkauft wurden. Ihre Umschläge voller Spiralen und Kreise sahen mit den von Hand geschriebenen Titeln ganz anders aus als die meisten anderen Bücher. Die Leute wussten einfach nicht, was sie davon halten sollten. Sie waren an klare Druckbuchstaben und Abbildungen der Hauptpersonen gewöhnt. Sie wollten sofort wissen, was für eine Art Buch sie in den Händen hielten, sonst legten sie es wieder zurück.

Mit den Buchumschlägen meiner Mutter war es genauso wie mit ihren Gemälden: Sie machte einfach, was ihr gefiel, ohne sich darum zu kümmern, was gerade in Mode war. Dennoch bereitete ihr Virginias mangelnder Erfolg ein wenig Sorge. »Wenn du lieber jemand anderen für die Gestaltung deiner Bücher engagieren möchtest, ich wäre bestimmt nicht beleidigt«, hatte sie einmal gesagt. »Du verdienst einfach mehr Leser.«

Virginia hatte nichts davon wissen wollen. »Deine Umschläge sind wundervoll und genau das, was meine Bücher brauchen. Wenn die Menschen das nicht verstehen können, dann kaufen sie eben ein anderes Buch. Haben wir uns je um die Meinung anderer geschert?«

»Nicht, seitdem wir das nicht mehr müssen«, hatte meine Mutter zugegeben.

Die zwei Schwestern waren beide sehr eigensinnig. Das würde mit ihrer Jugend zusammenhängen, meinten sie.

Die Eltern meiner Mutter habe ich nicht gekannt. Sie waren schon tot, als ich geboren wurde.

Vanessa war die älteste der drei Geschwister, Virginia war zwei Jahre jünger und noch ein Jahr später kam ihr Bruder Thoby zur Welt. Sie wohnten in einem großen, düsteren Haus in einem Londoner Viertel, über dem der Himmel laut meiner Mutter immer grau gewesen ist.

Mein Großvater war viel unterwegs. Er war Mitglied des Unterhauses, dem Parlament, und seine Arbeit nahm fast all seine Zeit in Anspruch. Meine Großmutter kümmerte sich um Haus und Kinder. Sie achtete darauf, dass die Hausangestellten alles taten, was Großvater verlangte. An den Abenden, an denen er zu Hause war, kamen regelmäßig wichtige Gäste zum Essen: Minister und andere Politiker. Meine Großmutter war dann immer die lächelnde Gastgeberin. Die Kinder aßen in der Küche und hatten mit der Köchin und der Küchenhilfe ihren Spaß. Besonders Jane, die Küchenhilfe, war ihnen eine großartige Freundin. Vom Metzger brachte sie Tierreste mit, aus denen sie Musikinstrumente bastelte. Eine über ein Backblech gespannte Schweineblase wurde zur Trommel, zwei Hühnerknochen waren die Schlagstöcke. Aus länglichen, hohlen Knochen erklang ein Pfeifton, wenn man hineinblies. Und ein an einer Schnur befestigter ausgekochter Markknochen gab eine hervorragende Ratsche ab.

Meine Mutter erzählte einmal von einem Abend, an dem Jane singend durch die Küche getanzt war. Die Kinder waren trommelnd, flötend und ratschend als Knochenorchester hinter ihr hergelaufen, während die Köchin dem Umzug lauthals lachend zugehört hatte, bis ihr die Tränen gekommen waren.

»Macht nicht so einen Krach!«, hatte sie die Kinder gewarnt. »Sonst hören sie uns noch im Esszimmer.« Sie hatte sich die Wangen mit der Schürze getrocknet.

»Na und? Da hinten können sie bestimmt etwas Fröhlichkeit gebrauchen«, hatte Jane frech geantwortet.

Aber man hatte sie gar nicht hören können, denn die Türen waren dick und das Esszimmer lag am anderen Ende eines langen Ganges.

»Das waren schöne Abende«, erzählte meine Mutter, »Die schönsten Abende meiner Kindheit. Es war mein größter Wunsch, *immer* in der Küche essen zu dürfen. Dort war es tausendmal schöner als im Esszimmer. Jetzt glaube aber nicht, dass ich deinen Großvater nicht gemocht habe. Er war ein lieber Mann, nur machte er nie einen Scherz. Dabei schmeckt es doch zehnmal besser, wenn man beim Essen lachen kann.«

Als an jenem Abend der lautstarke Umzug zum dritten Mal am Herd vorbeimarschiert war, hatte sich plötzlich die Küchentür geöffnet. Meine Großmutter war hereingekommen, todmüde, als wäre sie zu lange mit angehaltenem Atem unter Wasser geschwommen. Das Abendessen mit dem Minister war vorbei, das Fest in der Küche auch.

Meine Großmutter hatte sich an den Küchentisch gesetzt und seufzend Stirn und Nacken massiert. Die Kinder hatten die Instrumente weggelegt und sich zu ihr gestellt.

»Gebt dem Minister die Hand«, hatte sie gesagt, »und wünscht eurem Vater eine gute Nacht. Es ist Schlafenszeit.«

Die Kinder hatten gehorcht.

Vanessa und Virginia gingen nicht zur Schule. Sie wurden zu Hause von einer strengen Lehrerin unterrichtet. Thoby aber ging zur Schule, denn mein Großvater fand es für seine Erziehung wichtig, dass er mit anderen Kindern verkehrte. Er war immerhin ein Junge und sollte später jemand Wichtiges in der Gesellschaft werden. Dafür brauchte man Menschenkenntnis, die zum Heiraten und für die Kindererziehung – wie das von den Mädchen erwartet wurde – offenbar nicht notwendig war.

»Nimm dir ein Beispiel an deiner Mutter«, sagte mein Großvater zu Vanessa. »Sie ist der Engel im Haus.«

Meine Mutter runzelte die Stirn. ›Der Engel im Haus‹ zu sein, bedeutete ihrer Meinung nach nicht viel mehr, als dem Personal Anweisungen zu geben, dafür zu sorgen, dass die Kinder zu anständigen Erwachsenen heranwachsen, und immer wieder lächelnd Gäste zu empfangen. Tagein, tagaus, jahrein, jahraus. Hatte das Leben denn nicht mehr zu bieten?

Meine Großmutter war vierundvierzig, als sie starb – müde und alt. Vanessa und Virginia mussten ihren Platz einnehmen, denn mein Großvater wollte, dass alles wie gewohnt weiterging. Er konnte nicht ohne Engel im Haus leben.

Mit einem Mal war es Vanessas Aufgabe, der Köchin mitzuteilen, was aufgetischt werden sollte. Da war sie gerade sechzehn Jahre alt.

Und wenn mein Großvater Gäste zum Abendessen hatte, mussten seine Töchter herausgeputzt im Abendkleid am Tisch sitzen und den Gesprächen, denen sie kaum folgen konnten, lauschen. Wie sehnten sie sich in die Küche und zu Janes Musikinstrumenten zurück.

Als die beiden volljährig wurden, beschlossen sie, Großvaters Haus so schnell wie möglich zu verlassen. »Wir wollten endlich leben«, sagte meine Mutter, »leben und Spaß haben. Wir wollten nicht mit Leuten am Tisch sitzen, die wir nicht kannten, wir wollten Trommeln aus Schweineblasen basteln.«

Thoby ging zum Studium nach Cambridge und so kam es, dass meine Mutter Clive Bell kennenlernte. Er studierte Kunstgeschichte, freundete sich mit Thoby an und besuchte ihn zu Hause. Auch Leonard gehörte dem Freundeskreis an. Wenn die jungen Männer in der Stadt ausgingen, waren Vanessa und Virginia dabei. Sie waren jung, hatten Spaß und waren froh über jeden Abend, an dem sie rauchen und tratschen und lachen konnten.

Dann kam der Kummer. Thoby, gerade einmal zwanzig Jahre alt, bekam Thyphus und starb. Mein Großvater starb ebenfalls. Meine Mutter meinte, Thobys Tod hätte ihm das Herz gebrochen. Drei Monate später heirateten meine Mutter und Clive. Sie mieteten zwei Stockwerke in einem Haus im Londoner Stadtteil Bloomsbury und zogen ein: Meine Mutter im Erdgeschoss, mein Vater in der Etage über ihr. Richtig mit ihm *zusammenwohnen* wollte meine Mutter nicht, dafür liebte sie ihre Freiheit zu sehr. Und sie hatte ganz sicher nicht vor, wieder der Engel im Haus zu sein. Mein Vater hatte sich mit ihren Forderungen abgefunden, ob er das nun mochte oder nicht.

»Warum hast du Papa eigentlich geheiratet?«, habe ich sie einmal gefragt.

»Er war ein hübscher junger Mann und sehr lustig«, antwortete meine Mutter. »Ehrlich gesagt, ich wollte überhaupt

nicht heiraten. Niemanden. Ich wollte malen, das schien mir genug, um glücklich zu sein. Dein Vater hat sich in mich verliebt und mich gefragt. Ich habe zunächst Nein gesagt. Nachdem dann Thoby gestorben war, hat er mich noch einmal gefragt und da habe ich Ja gesagt. Es erschien mir logisch, dass dein Vater und ich auch nach Thobys Tod zusammenbleiben sollten.«

»Warst du in ihn verliebt?«

»Ich war verliebt in das, was er alles zu erzählen hatte, über Maler und über Frankreich und Italien, wo er oft war. Wir hatten mehr als genügend Gesprächsstoff, also würde eine Ehe mit ihm jedenfalls nie *langweilig* werden.«

Ich wusste nicht genau, was ich mit dieser Antwort anfangen sollte. Sollte ich jemals heiraten, dann ein Mädchen, in das ich bis über beide Ohren verliebt wäre. Nicht wegen dem, was sie vielleicht wusste, sondern wegen ihres Aussehens, wie sie roch und redete und sich mit der Hand durchs Haar strich. Aber ich habe nicht weiter nachgefragt, denn ich bemerkte, wie die Augen meiner Mutter abschweiften und sie etwas betrachtete, was im Tal zu sehen war. Sie meinte, sie hätte genug erzählt.

Als ich diese Geschichte hier aufgeschrieben hatte, fragte ich Tante Virginia: »Sind das vielleicht zu viele Erklärungen hintereinander?«

»Es ist ein gehöriger Batzen Text«, sagte sie, »aber lass ihn stehen, er ist wichtig für die Geschichte.«

»Aber was ist, wenn die Leser es zu lang finden? Oder zu langweilig?«

»Dann blättern sie halt weiter. Aber jetzt solltest du zurück zu dem schönen Herbsttag im Jahre 1926, als wir in meinem Garten Theater gespielt haben.«

Also gut, zurück ins Jahr 1926 und zu *Monk's House*. Julian und ich waren hineingegangen und liefen zwischen Bücherstapeln hindurch, um zu sehen, ob wir das Äffchen irgendwo entdecken konnten. Onkel Leonard hielt uns auf. »Cäsar liegt auf meinem Bett und schläft«, sagte er. »Lasst ihn bitte in Ruhe, denn wenn ihr ihn jetzt weckt, hat er den ganzen Tag schlechte Laune.«

»Schaut nicht so trübselig«, sagte meine Mutter, als wir enttäuscht zurück in den Garten kamen. »Lasst uns jetzt Theater spielen. Wie heißt das heutige Stück, Virginia?«

»*Die Witwe und der Apfelbaum*«, sagte Virginia. »Ich bin die Witwe.«

Ich seufzte. Wir hatten das Stück schon einmal gespielt und damals musste ich der Apfelbaum sein. Eine halbe Stunde lang schweigend stillstehen war nicht mein allergrößtes Talent.

Aber dieses Mal war es nicht so schlimm, denn ich durfte, genau wie Julian und Duncan, einen Apfel spielen. Das Stück handelte von einer Witwe, die untröstlich über den Tod ihres einzigen Sohnes war. Auch sie wollte sterben. Sie wusste, dass einer der Äpfel in ihrem Baum giftig war. Aber welcher? Denn die anderen Äpfel würden ihr das ewige Leben schenken. Würde sie in den falschen Apfel beißen, dann würde sie niemals sterben können und für alle Zeiten um ihren toten Mann und ihr Kind trauern müssen. Was nun? Was sollte sie tun?



»Sie sollte die Äpfel am Baum hängen lassen, sich die Jackentaschen mit Steinen vollstopfen und in den Fluss gehen«, sagte John. »Dann ertrinkt sie.«

»Verdirb uns das Spiel nicht«, sagte Duncan. »Sie muss einfach einen Apfel essen, das gehört zum Stück.«

»Ich meine ja nur«, sagte John.

Leonard war eine Schlange, die sich um den Baum schlängelte und »dieser Apfel ... dieser Apfel ...« flüsterte. Meine Mutter war der verstorbene Sohn, der mit erstickter Stimme »Mama, ich warte auf dich!« sagte. John war das Publikum.

Das Spiel hatte begonnen. Schluchzend ging die Witwe durch ihren Garten. »Oh Tod, wo bist du?«, rief sie aus. Aber immer, wenn sie die Hand nach einem Apfel ausstreckte, riefen die anderen: »Nein! Beiß nicht hinein! Nimm mich, nimm mich!«

Während wir spielten, kroch Angelica durchs Gras. Sie zog an Blumen, kniff in Ameisen und Käfer und quietschte vor Vergnügen.

Wir hatten einen fantastischen Mittag, bis ein lautes Piepsen aus dem Haus drang und unser Spiel beendete. Cäsar war wach.

Die Schlange rannte weg und verschwand im Haus.

»Leonard hätte gerne einen Sohn«, sagte Virginia.

Meine Mutter und Duncan lachten. Julian und ich sahen einander an. Wir begriffen nicht, weshalb das lustig sein sollte.

»Dürfen wir auch ins Haus?«

»Nur zu«, sagte meine Mutter, »aber passt auf, dass er euch nicht beißt.«

»Nehmt doch erst ein Stück Kuchen, die Köchin hat sich besonders große Mühe gegeben.«

»Keinen Appetit«, sagte Julian.

»Ich habe Bauchweh«, sagte ich. Wer denkt denn bitte an Kuchen, wenn Cäsar wach war?

»Geht schon«, sagte Virginia augenzwinkernd.